

A.J. Grayson

BOY IN THE PARK

WEM KANNST DU TRAUEN?

Roman

Aus dem Englischen von
Karl-Heinz Ebnet

DROEMER 

DER JUNGE IM PARK, 1. STROPHE

*Der kleine Junge im Park,
Der kleine Junge im Park verharrt verloren.
Die Wasser sind ruhig, Baumschwingen tanzen,
Und ruhig ist auch er, reglos.
Hält einen Stock in der Hand;
 Und weint ...
 Und weint ...*

Ich weiß nicht, ob ich jemals erfahren, ob ich jemals verstehen werde, was den Tod zum Tod und die Trauer so quälend und beklemmend macht. Ich weiß nicht, was noch nachklingt, wenn alles andere schon nicht mehr da ist. Aber ich kenne den Jungen, weiß von seinem Leben und seinen Qualen, und das reicht vielleicht schon. Vielleicht ist es uns nicht bestimmt, mehr von der Welt zu erfassen als ein Kind, ein Gesicht, ein Händepaar. In ihnen habe ich so viel Schmerz gespürt, um darin die gesamte Schöpfung zu umfassen.

TEIL I

**SAN
FRANCISCO**

1

DIENSTAG

Meine Bank im Park ist alt, Wind und Wetter haben ihr zugesetzt, das Moos hat sie grünlich verfärbt und wird sie eines Tages ganz vereinnahmen. Eine mattschwarz angelaufene Messingplakette teilt mit, dass sie dem »An-denken an die geliebte Margaret Hoss (1924–2008)« gewidmet ist. Margarets Bank, jetzt gehört sie mir. Zusammen sitzen wir unter den Bäumen. Wir sitzen und sehen zu, wie die Welt vor uns tanzt.

Margarets Bank bietet mir den besten Blick im Park. Sie steht nicht an einem der weiten Rasengevierte, auch nicht an den gepflasterten Hauptwegen, die sich kreuz und quer durch die Gärten ziehen. Will man sie finden, muss man schon einem der unzähligen davon abzweigenden, unbefestigten Pfade folgen, denn diese erst führen in dicht bepflanzte Strauch- und Baumdickichte, die der Ordnung halber nach den Kontinenten unterteilt sind, aus denen die Pflanzen stammen. Meine Bank befindet sich im Unterholz der gemäßigten Regionen Asiens, um sie herum finden sich Gewächse mit Namen wie »Herbstfreude«, »*Nymphaea fabiola*«, »Koreanischer Lebensbaum«, »*Ludwigia peploides*«. Die Bank selbst steht auf einem Abschnitt mit Hackschnitzel – hier statt auf nackter Erde können die Füße Ruhe finden. Ein einsamer Rückzugsort. Und davor erstreckt sich der Teich.

Er ist ruhig, fast schön. Kein steriles Gewässer in blauem Becken, wie man es so oft auf öffentlichen Plätzen findet (obwohl es auch ein solches hier im Park gibt, im Zentrum der grünsten Rasenfläche). Er ist zwar von Menschen geschaffen, fügt sich aber vollkommen ein in sein natürliches Ambiente. Seerosen und Brunnenkresse genau in der richtigen Menge verleihen der Oberfläche ihre Farbe. Einige Felsen ragen aus dem braunen Wasser und dienen Vögeln und gelegentlich Schildkröten als Sitzplatz. Der Teich ist von hohen Laubbäumen umgeben und meist vom Wind geschützt, seine Oberfläche ist daher fast immer so glatt wie Glas – und spiegelt entsprechend.

Ich sitze auf meiner Bank, der Dichter inmitten seiner Dichtung. Es ist etwas Alltägliches, dieser Besuch, oder fast Alltägliches. Ich komme mit meinem kleinen Moleskine-Notizbuch und Stummelbleistift, manchmal mit einem Papierbecher mit Kaffee, auf dessen Plastikdeckel sich braun der Abdruck meiner Lippen abzeichnet. Und ich, der Dichter, starre ins Paradies. Außerhalb des Parks, so nah, erhebt sich die geteerte Ödnis der Stadt. Ich kann sie hören, wenn ich hier sitze, die Stadt außerhalb meines Blickfelds. Autos (benzin-, hybrid oder elektrisch betrieben, es macht keinen Unterschied, wirklich), Wolkenkratzer, Slums. Aber hierher, an diesen Ort kann ein Dichter kommen, um dem Grün und Braun der Natur sein Lied vorzutragen und Zeuge zu werden, wie sie den Gesang erwidert.

Ein Pärchen schlendert vorbei, die beiden haben sich untergehakt, lächeln, dem Mann baumelt eine Nikon-Kamera um den Hals. Der Blick der Frau hat etwas Nachdrückliches an sich. Verliebtsein, untermalt vom Duft der Begonien und Rhododendren. Es zeigt sich als augenfällige Röte in ihrem Gesicht. Sie hofft, dass mehr daraus wird; ich sehe es ihr an.

Ein Streifenhörnchen kommt von einem Baum, den ein kleines Plastikschild als *Picea orientalis* ausweist, als »Kaukasus-Fichte«. Das Tier betrachtet das Gelände vor sich, die Erhebungen und Senken im Boden. Hier gibt es Nahrung, eine ganze Schatztruhe voll; es scheint höchst zuversichtlich zu sein. Der Schwanz zittert in Vorfreude. Ganz in der Nähe stößt ein Vogel herab – eine Einsiedlerdrossel, ich bin mir ziemlich sicher – und landet auf einem der Felsen im Wasser. Der Lufthauch der Flügel kräuselt die Oberfläche und versetzt den reglosen Spiegel in wellenförmige Bewegung.

Hier liegt ein Gedicht. Ich spüre es. Eingewoben in das Grün, die Menschen, dem natürlichen Auf und Ab des Lebens. Ein Gedicht, das darauf wartet, gefunden zu werden, das darauf wartet, ausgesprochen zu werden. Eines, das von Hellerem kündigt als der dunklen Welt, die es gebiert. Und dann, dort in der Ferne, sehe ich es. Eine geringfügige Bewegung zwischen den Zweigen, wie immer, wie nicht anders zu erwarten. Unmerklich drehe ich den Kopf, aber ich weiß, wer dort ist. Ich weiß es schon, bevor ich die Bewegung wahrnehme. Der Anblick ist mir vertraut, seit eineinhalb Jahren sehe ich ihn.

Der kleine Junge taucht zwischen den Zweigen der unechten asiatischen Laubbäume auf. Mit drei Schritten ist er am Ufer des menschengeschaffenen Teichs, bis seine Zehen fast das Wasser berühren. Er trägt dieselbe abgetragene Latzhose, darunter dasselbe früher mal weiße T-Shirt, das ich ihn öfter habe tragen sehen, als ich mich erinnern kann. Seine blonden Haare sind zerzaust, wie es bei allen kleinen Jungen sein soll. In der rechten Hand hält er einen Stock, lustlos stochert er damit im ufernahen Wasser und schickt neue Wellen in den Teich, denen er mit leerem Blick nachsieht. Die Wipfel der Bäume neigen sich in einem Wind, der nicht bis zu uns heruntergelangt.

Der Junge ist wie hypnotisiert. Ich bin wie hypnotisiert. Der Vogel auf dem Felsen gibt einen Laut von sich, dann schlägt er mit den Flügeln und nimmt Reißaus. Der kleine Junge bemerkt es nicht. Sein Blick ist nach wie vor auf die Wellen gerichtet, die mit anderen Wellen zusammenlaufen, sacht zusammenstoßen in diesem von Menschenhand geschaffenen, dennoch betörend friedlichen Szenarium. Als wäre es gar nicht von dieser Welt. Wie losgelöst. Nur seine Augen, die kann ich nicht richtig sehen.

2

MITTWOCHMORGEN

Heute streiken die Eisenbahner. Es ist das dritte Mal im Jahr, und ich komme mir schon äußerst versiert vor im Umgang damit. Mit dem Zug spare ich mir eine halbe Stunde Fahrt und 28 Dollar an Parkgebühren, aber auch der Bus ist immer noch besser als das Auto. Dem Verkehr ist man trotzdem ausgesetzt, nur kostet die Fahrt bloß 2,25 Dollar, und die Haltestelle liegt genau vor dem Laden, in dem ich arbeite, ich kann mich also nicht beschweren.

Den Morgen verbringe ich daher auf einem harten Plastiksitz, nicht auf einem gepolsterten, und beim unaufhörlichen Anfahren und Abbremsen ruckelt es mehr, als meinem gewöhnlich unduldsamen Temperament lieb ist. Aber die Räder des Busses rollen, und ich bin zuversichtlich, lebend und unversehrt von Punkt A nach Punkt B zu kommen.

Ich würde näher an der Arbeit wohnen, wenn das möglich wäre – das übliche Lamento der Pendler. Es gibt keinen bestimmten Grund, der für Diamond Heights sprechen würde, das südlich der Innenstadt gelegene Viertel, das ich als mein Zuhause bezeichne, außer dass es außerhalb des eigentlichen Stadtzentrums liegt und damit auch außerhalb des völlig überhitzten Immobilienmarkts von San Francisco. Das Viertel wurde 1951 im Zuge des Community Re-development Law von der Planning and Urban Research

Association umgestaltet, die Holzbaracken wurden zu wohnlichen Häusern umgewandelt, von denen ich nun eines mein Eigen nennen darf. Als Mieter natürlich. Um ehrlich zu sein, eigentlich kann ich mir auch das nicht leisten, aber so ist es immerhin drei bis vier Prozent weniger unerschwinglich als selbst das winzigste Apartment in der Innenstadt. So muss man das heutzutage durchrechnen, wenn man das Unwahrscheinliche möglich machen will. Mein Zuhause also. Dazu kommt, dass der Name den funkelnden Glanz von Diamanten in sich trägt.

Ich kann nicht behaupten, dass das Pendeln mich allzu sehr stört. Wenn morgens die Sonne über die Hügel steigt und ihre Strahlen vom Meer gespiegelt werden, ist San Francisco ganz hübsch anzusehen. Ich weiß nicht, ob es an der Schönheit der Bucht, an der landeinwärts gelegenen Seite mit ihren Inseln und Hügeln und Brücken liegt oder am Mysterium des endlosen, grenzenlosen Ozeans, der sich an der anderen Seite erstreckt, aber irgendetwas verleiht der Stadt ihre Aura – ein Anderssein, das ich sonst nirgendwo gespürt habe.

Der Bus fährt um eine Ecke, weicht einem kleinen geparkten Nissan aus und biegt auf den Lincoln Way ein. Ich fahre nicht zum ersten Mal mit dieser Linie, ich kenne den Weg, trotzdem flattert mein Herz ein wenig. Es flattert, weil der Lincoln Way an meinem Himmel vorbeiführt. Dylan Aaronsens Himmel. Dem Ort, der es mir wie kein zweiter angetan hat.

Dort nämlich, zur Linken, liegt der Park. Irgendwo da drin: mein kleiner Teich, meine kleine Bank. Es wird noch eine Weile dauern, bis ich sie aufsuchen und mich unter die Bäume zurückziehen kann, weg vom Lärm, denn davor steht die morgendliche Arbeit. Aber schon der Anblick besänftigt mich. Ich bin jemand, der leicht zu besänftigen ist.

Kurz überlege ich, ob jeder so ist, ob immer schon der Anblick von etwas, was man gern hat, ausreicht, die Dämonen zu vertreiben und den Frieden der Gegenwart etwas näher zu bringen.

Abgesehen vom geänderten Transportmittel verläuft der Morgen in vorhersehbaren Bahnen. Im Grunde gibt es zu so einem Tagesanfang nicht viel zu sagen. Als jemand, der sich mit den Trends der sozialen Medien nie richtig anfreunden konnte, fehlt es mir an Erfahrung beim Artikulieren nichtssagender oder wenig bemerkenswerter Alltäglichkeiten, beim Mitteilen von profanen Dingen wie der Tatsache, dass ich mich heute für braune statt schwarze Socken entschieden und mir beim Zähneputzen in die Wange gebissen habe.

Es war einfach so wie immer. Kaffee, möglicherweise (bestimmt) zu viel davon. Zwei Eier. Ein Blick auf die während der Nacht aufgelaufenen E-Mails, meistens Werbung und Spam und neue Amazon-Empfehlungen. Dann die Fahrt zur Arbeit, dann die Arbeit mit ihren üblichen Verheißungen und ihrem langweiligen Trott. Wenn man sich ansieht, wie so ein Leben Tag für Tag abläuft, kommt man unweigerlich zu dem Schluss, dass der Großteil davon nur Zeitverschwendung ist – ein steter Kreislauf aus Gesprächen, die schon einmal geführt, aus Dingen, die schon einmal getan wurden, aus Zielen, die nie die Erfüllung schenken, die sie einem versprechen. So ein Morgen war das. Wie nicht anders zu erwarten.

Aufgrund meiner Stellung bin ich nicht in der Lage, mich aus diesem Alltagsmüll zu befreien. Ich gehöre nicht zu denen, die sich ungewöhnlicher Fertigkeiten oder eines Berufs rühmen können, der ihnen alles abverlangt. In meinem Fall mündet daher jeder Morgen ganz natürlich und

zwangsläufig in das übliche Einerlei. Aber das stört mich nicht sonderlich. Es ist weder so aufregend noch so langweilig, wie es jeweils sein könnte. Ich bin zufrieden, mich irgendwo in der Mitte zu befinden.

Einen Vorteil aber hat meine Arbeit, und das ist die ausgedehnte Mittagspause. Sie gehört zu den Vergünstigungen einer niederen Beschäftigung, und es gibt kaum etwas Niederes als Kassierer in einem Laden für Naturkost und Nahrungsergänzungsmittel, wo Vitaminkapseln an Yuppies verkauft werden, deren einzige Frage mehr oder weniger lautet: »Ist das auch wirklich Bio? Ich will auf jeden Fall das Bio-Produkt.« Seit zwei Jahren bin ich bei Sunset Health Supplement angestellt, und trotz meines beharrlichen Wunsches, unsere geisttötende Kundschaft von der nächsten Brücke zu stoßen (wir hätten zu diesem Zweck einige sehr gute hier in der Stadt), muss ich zugeben, dass mir bislang kein einziges Mal meine ausgedehnte Mittagspause verwehrt wurde. Eine Pause, die einem Zeit lässt, inmitten des hektischen Treibens auf der Seventh Avenue zum Golden Gate Park und dann auf dem Martin Luther King Jr. Drive zu den Stahltores des Botanischen Gartens von San Francisco zu gehen. Dann durch eine doppelte Reihe von Zäunen und Toren, wie bei einer Festung, als müssten die Pflanzen drinnen wie in einem Gefängnis vor der Welt draußen geschützt werden.

Heute schritt ich um 12.11 Uhr durch diese Tore, wies mich mit meinem Ausweis als Einheimischer aus, damit ich nicht den Eintrittspreis für Touristen zu zahlen hatte, und ging zu meiner Bank. Zu dem Fleck, wo das zu Erwartende auch das Wertgeschätzte ist. Alles vertraute Schritte, und ich dankte Gott, dass sich nicht nur die tristen Abschnitte des Lebens wiederholen.

Heute habe ich keinen Kaffee dabei. Ich habe schon genug davon intus, wie so oft an einem solchen Morgen, auf den dann wenig überraschend eine rastlose Nacht folgt. Von denen habe ich viel zu viele, obwohl es keinen erkennbaren Grund dafür gibt. Meine Arbeit ist nicht unbedingt mit einem erhöhten Stresspegel verbunden, auch außerhalb der Arbeit verläuft alles so friedlich, wie ich es mir nur erhoffen kann. Trotzdem kommt der Schlaf häufig nur sehr schleppend, und es gibt nichts, was ich dagegen tun könnte. Ich habe es mit Tabletten versucht, mich zeitweilig dem Alkohol ergeben, habe sogar den besänftigenden Tönen einer New-Age-Sure-Sleep-App gelauscht, die ich für 99 Cent auf mein Handy geladen habe. Aber nichts hilft (und Apple wollte mir die 99 Cent nicht erstatten). Schlaflosigkeit ist wie ein ungebetener Verwandter, der zu Besuch ist. Je mehr man sich wünscht, er solle verschwinden, desto hartnäckiger bleibt er.

Also keinen Kaffee, aber ich habe mein Notizbuch und meinen Stift dabei – Produktionsmittel und Nahrung eines Dichters. Denn als solchen sehe ich mich, trotz meiner profanen Anstellung. Und trotz der Tatsache, dass ich kein einziges Gedicht veröffentlicht habe. Eine Auszeichnung, davon bin ich überzeugt. Wahre Dichter veröffentlichen nicht. Wer ein Gedicht veröffentlicht, verkauft seine Seele, vergiftet und beschmutzt seine Worte mit Konsumdenken und der Sucht nach industriell vorgefertigter Zustimmung. Zu dieser Einsicht kommen fast alle wahren Dichter, im Allgemeinen nach dem dreißigsten oder vierzigsten Ablehnungsschreiben. Auch wenn es so klingt, aber es hat nichts mit Heuchelei zu tun: Es ist die Frucht, die aus einem sich langsam entwickelnden wahren Verständnis heraus gedeiht. Eines Verständnisses, das ich stolz für mich in

Anspruch nehmen darf, nachdem ich jahrelang daran ge-
feilt habe.

Seitdem ich hier sitze, habe ich zwei Zeilen meines neuesten dichterischen Versuches gekritzelt.

*Der Ast verneigt sich, sein Laub applaudiert
Heiter im Wind.*

Das habe ich bislang zustande gebracht. Aber ich bin keiner, der sich leicht zufriedengibt: Es ist ziemlicher Mist. Die Musen haben mich heute am Teich noch nicht gefunden. Keine Inspirationsblitze, die mich erleuchten, keine jähen Kreativitätsschübe. Das kann frustrierend sein und hat schon so manchen Dichter in den Wahnsinn getrieben. Aber heute sind Enten auf dem Teich – eine Mutter mit drei Küken, die ihr von der einen kleinen Bucht zur nächsten hinterherpaddeln und das suchen, von dem nur Enten wissen, dass sie es hier suchen können. Das reicht. Ich habe gelernt, dass Gedichte kommen, wenn sie es wollen, man kann sie nicht erzwingen. Das Dasein eines Dichters besteht vor allem aus Warten. Dem Warten darauf, dass der richtige Gedanke die richtige Gestalt annimmt, dann gilt es ihn einzufangen mit Worten, so wie Pixel das Bild in der Kamera einfangen. Und dazwischen sind Reishefetabletten und Grünkohlextrakt zu verkaufen, damit ich nicht ohne Dach über dem Kopf ende.

Und dann, auf die Minute genau – ist er wieder da. Der kleine Junge. Früher mal gehörte er zu den Überraschungen, jetzt ist er zu einer vorhersehbaren Wiederholung des Schönen und Willkommenen geworden. Mir gefällt, dass ich ihn jeden Tag sehe, dass er genau wie ich hierherkommt. Mir gefällt seine kindliche Latzhose. Das staubig braune, ehemals weiße T-Shirt mit den fleckigen Achselhöhlen,

auch das erkenne ich wieder. Seine Haare sind schmutziger als früher. Wieder hat er den Stock in der Hand, mit dessen Spitze er durch die Wasseroberfläche stößt.

Sein leerer Blick scheint auf die winzige Weite unseres Miniaturmeeres gerichtet. Die Enten bemerkt er nicht.

Er bemerkt sie niemals.

Ich kneife die Augen zusammen. Es scheint, als hätte er Blut an seinem Arm, der Arme. Kindern passiert so was.

Es glänzt im mittäglichen Licht. Blut am Arm des kleinen Jungen. Und wie die Enten, wie den Wind scheint er es nicht zu bemerken.

3

DER JUNGE IM PARK, 2. STROPHE

*Der Abend naht,
Der Morgen ist vorüber;
So spielt der kleine Junge ausgelassen, munter
Mit Burgen, Krummstab, Kriegern,
Springt und weiß nicht, wo er landen soll –
Wie kleine Jungen spielen, bis
Der Tag der Jugend endet.*

4

MITTWOCHNACHMITTAG

Ich bin zum Laden zurückgekehrt und habe pflichtgetreu meinen Posten bezogen. Ein steter Strom an Kunden, keiner davon sonderlich interessant. Keiner unangenehm. Zwischendurch esse ich einen Sojasprossen-Tofu-Wrap, den ich mir aus dem Kühlfach hinten hole. Warum soll ich Essen mitbringen, wenn ich in einem Laden mit Naturkost arbeite? Die Tabletten würde ich nicht nehmen, selbst wenn sie kostenlos wären (was sie weiß Gott nicht sind), aber das Essen ist eine ganz nette Zugabe, wenn man sich erst mal davon überzeugt hat, dass Begriffe wie »sauer« oder »fermentiert« etwas Positives bedeuten und nichts Abstoßendes und Schreckliches, wie es die Wörter vermuten lassen.

Ich habe mir angewöhnt, erst nach meiner Rückkehr, in den letzten fünf Minuten meiner Mittagspause, etwas zu essen (obwohl mein Boss Michael auch nichts dagegen hätte, wenn ich während der Schicht an der Theke vor mich hin knabbere). Am Teich zu essen kommt mir irgendwie vulgär vor. Ein Becher Kaffee, das ist was anderes. Kurz daran nippen, beobachten, genießen. Aber in ein Sandwich oder einen Wrap beißen, während das Gesicht in der Zellophanverpackung versinkt, Salatblätter und Mayonnaise am Kinn kleben ...

Also kaue ich im Laden an meinen Sprossen und aufberei-

teten Sojabohnen und denke darüber nach, was ich vorher gesehen habe. Ich bin, stelle ich fest, etwas verwirrt. Dort ist es mir gar nicht so sehr aufgefallen, seitdem aber lässt es mir keine Ruhe mehr. Seit eineinhalb Jahren teilen dieser Junge und ich uns den Teich, und bis heute habe ich ihn nie mit einer Verletzung gesehen. Nie eine Beule, nie einen Kratzer. Aber heute das Blut auf seinem Arm ... das beunruhigt mich mehr, als es eigentlich sollte.

Am meisten beunruhigt mich wahrscheinlich, dass er es nicht bemerkt zu haben schien. Jedenfalls machte er nicht den Eindruck. Blut, das aus einer Wunde oberhalb des linken Ellbogens trat, kurz unterhalb des zerfetzten kurzen Ärmels – über so etwas sieht man doch nicht einfach hinweg. Schon gar nicht, wenn man ein Kind ist. Ich komme gar nicht umhin, über die möglichen Ursachen nachzudenken. Eine Abschürfung nach einem Sturz? Eine Rangelei? Wie auch immer, jedenfalls zu viel Blut für ein kleines Kind – so viel Blut, dass eigentlich mit Tränen zu rechnen gewesen wäre. Aber es gab keine Tränen.

Keine Regung in seinem in die Schatten getauchten Gesicht. Keine, die ich erkennen konnte. Das Blut tropfte aus der Wunde, aber seine Aufmerksamkeit gehörte der Stockspitze, die unablässig eine Acht in die Algen auf der Wasseroberfläche zeichnete. Er wirkte beinahe apathisch.

Eine Frau, die etwas über Nahrungsergänzungsmittel erfahren möchte, reißt mich aus meinen Überlegungen. »Solche zum Abnehmen.« Ich gehe mit ihr zu einem ganzen Regal, das wir schlauerweise ausschließlich diesem Mythos gewidmet haben. »SCHNELL UND GESUND ABNEHMEN« steht auf dem Schild, das über dieser Abteilung angebracht ist: Worte, die in sich so widersprüchlich sind, dass es mich wundert, warum wir noch nicht wegen Irreführung der Verbraucher verklagt wurden.

Der Frau entfährt ein Seufzen, als sie verblüfft vor der riesigen Fläschchenbatterie steht. Begleitet wird die Lautäußerung von einem aufgeregt enthusiastischen Blick, wie ich ihn nur allzu gut kenne.

»Was können Sie mir empfehlen?«, fragt sie. *Es gibt so viele! Sie werden mein Leben verändern, ganz bestimmt!*

Sie ist Mitte dreißig, pummelig, aber nicht dick. Nicht so dick wie die Männer, die sonst diese Abteilung durchstöbern und die niemals, wirklich niemals mit irgendjemandem über die Alternativen reden wollen (erwischt man sie dabei, wie sie auf das Abnehm-Regal starren, wenden sie sich üblicherweise nach rechts, wo wir ebenso clever die Protein-Muskelaufbaupulver aufgebaut haben, somit ersparen wir ihnen die Peinlichkeit, dass sie zugeben müssen, worauf sie es eigentlich abgesehen haben). Das Schlag-sahnehäubchen des Mocha-Frapuccino der Kundin türmt sich unter dem gewölbten durchsichtigen Plastikdeckel, die krönende schokoladenüberzogene Kaffeebohne versinkt langsam in ihrem Zuckerkissen. Die Situation entbehrt nicht einer gewissen Ironie, gegen die die Frau aber wohl immun ist.

»Viele nehmen gern Zimtextrakt«, sage ich ganz sachlich und zeige auf ein grünes Fläschchen. »Andere schwören auf Faserkapseln. Die füllen den Magen mit ganz harmlosem Zeugs.« Ein braunes Fläschchen. »Das sorgt dann dafür, dass Sie nicht so viel essen wollen. Zumindest theoretisch.«

Genauso gut könnten Sie die Augen schließen, dreimal die Hacken gegeneinander schlagen und sich wünschen, dass sich alle Ihre Fettpölsterchen auf eine Pilgerfahrt nach Oz begeben.

Diese Bemerkung verkneife ich mir. Meine Aufgabe besteht darin, die Kundin zum Kauf eines Fläschchens zu

animieren, irgendeines Fläschchens, dessen Preis, den ich ihr in aller Höflichkeit abknöpfe, eine Gewinnspanne von 450 Prozent beinhaltet – das verdienen wir mit solchen Kapseln, die mit nichts anderem als Sägemehl und einer Prise Ihrer Lieblingskräuter gefüllt sind. Ich schenke ihr ein warmes Lächeln, was ich geübt habe. Sie entscheidet sich für das braune Fläschchen, und ich nicke anerkennend. *Eine gute Wahl, Ma'am. Zu diesem Produkt hätte ich Ihnen ebenfalls geraten.* Wenige Minuten später erleichtere ich die dankbare Kundin um 39,50 Dollar. Wenn sie von einer Handvoll Faserkapseln, von denen dreimal am Tag jeweils eine zu nehmen ist, irgendwann ein Pfund abnehmen sollte, würde ich ihr aus der eigenen Tasche den doppelten Betrag zurückzahlen. Wenigstens wird sie nicht unter unregelmäßigem Stuhlgang zu leiden haben.

Meine Gedanken kehren zum Park zurück. Er blieb ein paar Minuten dort, der Junge. Stand regungslos auf der anderen Seite des Teichs wie immer, aber nicht so lange wie sonst, glaube ich. Als ich seine Wunde sah, wollte ich ihn unbedingt ansprechen. *Alles in Ordnung? Bist du hingefallen? Soll ich mich darum kümmern?* Aber dann sagte ich nichts. Und ich wünschte mir, ich hätte einen Kaffee dabei gehabt. Das war vielleicht egoistisch. Ich bin es nicht gewohnt, mich um fremder Leute Kinder zu kümmern. Außerdem war es ja bloß ein Kratzer.

Kurz darauf zog der Junge seinen Stock aus dem Wasser, drehte sich um und ging, verschwand im dichten Grün des Parks.

Pech gehabt. Jeder fällt mal hin. Aufgrund der Gelassenheit, mit der er seine Verletzung ertrug, scheint er diese Lektion mit Würde und Anstand gelernt zu haben.

Nachdem er fort war, klappte ich mein Notizbuch zu. Die Musen hatten sich nicht blicken lassen, und mir blieb keine

Zeit, noch länger auf sie zu warten. Meine beiden Verse blieben ein Duo ohne Begleitung. Ich erhob mich von der Bank, verabschiedete mich von Margaret und ging.

Das ist jetzt ein paar Stunden her. Ich muss mich wirklich gelangweilt haben, wenn ich den Nachmittag mit diesen Gedanken verbracht habe. Die Uhr an der Wand zeigt 17.49 Uhr, und ich kann mir nicht vorstellen, dass jetzt noch irgendjemand Vitaminpräparate kaufen will. Also drehe ich das Schild auf die »Geschlossen«-Seite und sperre ab. Es reicht für heute. Vor mir liegen eine Busfahrt und mein Zuhause, Diamanten und Erinnerungen.

5

BANDAUFZEICHNUNG KASSETTE #014A GESPRÄCHSLEITUNG: P. LAVRENTIS

Die Aufnahme rauscht leicht am Anfang, die Tonqualität ist aber durchgehend gut.

Papierrascheln, bevor das Gespräch weitergeht. Die Stimmen setzen unvermittelt ein; die fortgeführte Aufnahme einer fortgeführten Unterhaltung.

»Ich möchte noch mal auf gestern zu sprechen kommen.« Die Stimme einer Frau. Unbestimmtes Alter, nicht unbedingt jugendlich. Man hört eine eingeübte Sachlichkeit heraus, als könnte man es lernen, genau so, genau in diesem Ton zu reden.

Pause.

»Was war gestern?« Die Stimme, die darauf antwortet, gehört einem Mann. Definitiv keinem Jugendlichen, aber auch keinem alten Mann. Irgendwo in dem weiten Bereich dazwischen.

»Sie sagten, Sie haben Ihre Frau umgebracht.«

Eine sehr viel längere Pause. Plastik knarzt: eine Stuhllehne, die sich unter dem verschobenen Gewicht biegt.

»Ich musste es irgendwann zugeben«, antwortet der Mann endlich. »Man kann nicht immer alles unter Verschluss halten. Das sagen Sie mir doch immer, oder?« Weiteres Gezappel.

»Es tut gut, wenn man redet«, antwortet die Frau. »Wenn man sich öffnet. Aber es beunruhigt mich, was Sie mir gesagt haben.«

»Ohne Scheiß, was?« Er klingt jetzt schnoddrig. Die Veränderung ereignet sich übergangslos, nahtlos. »Kann nicht gerade behaupten, dass mich das selbst ganz kaltlässt. Fürchterlich, eine ganz, ganz fürchterliche Sache ist das. Ein Mann sollte seine Frau nicht umbringen.«

»Es ist nicht der Mord, der mich beunruhigt, Joseph.«
Zögern.

»Es ... es beunruhigt Sie nicht, dass ich meine Frau umgebracht habe?« Er klingt jetzt ehrlich verwirrt. Stockend.

»Das ist doch krank!«

»Ein Mord ist etwas ...«

»... nein, im Ernst«, fährt er dazwischen. »Sie sollten verdammt noch mal ausflippen. Was sind Sie bloß für ein Mensch? Ich sag Ihnen, ich hab meine Frau umgebracht! Hab Ihr ein Kissen aufs Gesicht gedrückt, bis sie aufgehört hat zu atmen.«

»Ich weiß, was Sie mir erzählt ...«

»Was sind Sie bloß für eine gefühllose Schlampe!« Er ist wütend. »So machen Sie das immer! Schaffen es, dass ich mich Ihnen öffne, dann spielen Sie mit mir.« Pause. Sein Atem geht schwer, wütend. »Schlampe!«

Die Fragestellerin dehnt das Schweigen aus. Nur der Atem des Mannes ist zu hören. Mehrere Sekunden vergehen. Als die Frau wieder das Wort ergreift, schlägt sie einen anderen Ton an.

»Vielleicht sollten wir heute nicht an diesem Punkt einsteigen. Vielleicht ist das zu viel.« Es wird nicht deutlich, ob sie mit ihm oder mit sich selbst spricht. Aber dann, entschiedener: »Haben Sie sie geliebt? Ihre Frau?«

Die Frage löst ein Zögern aus. »Was für eine ... lächerliche Frage ist das denn? Klar hab ich meine Frau geliebt.«

»Und Sie erinnern sich daran ... an diese Liebe?«

Die Pausen werden länger und häufiger.

»Sie stellen wirklich bescheuerte Fragen. Wie sollte ich mich nicht daran erinnern? Natürlich erinnere ich mich daran. Wir waren wahnsinnig verliebt. Total verknallt. Bis über beide Ohren. Echt.«

»Das klingt, als wäre es sehr schön gewesen«, sagt die Frau.

»Ich war schon immer eher so der traditionelle Typ. Ich steh auf das Schöne. Und sie war eine traditionelle Frau, eine, die jeder haben will.«

Wieder Schweigen. Schließlich ist zu hören, wie sich die Frau zum Recorder beugt.

»Ich habe Ihnen gesagt, dass mich an Ihrer Erinnerung an den Mord etwas beunruhigt.«

»Das hab ich nicht vergessen. Ihre Reaktion war ... krank. Ja, die meisten Menschen, *normale* Menschen wären entsetzt, wenn sie hören, dass ich meine Frau umgebracht habe. Aber Sie – Sie sind ›beunruhigt‹.«

»Es ist nicht so, dass ich den Mord nicht auch entsetzlich finde, Joseph. Das tue ich durchaus.«

»Würden Sie mir dann bitte mitteilen, was Sie daran so ›beunruhigt‹?« Sarkasmus schwingt in seiner Stimme mit.

Erneut sind Bewegungen zu hören. Als die Frau wieder spricht, scheint sie näher am Mikro zu sein.

»Ich bin beunruhigt, Joseph, weil es in diesem Fall etwas gibt, was nicht mit dem zusammenpasst, was Sie gestanden haben.«

»Im richtigen Leben kann nicht immer alles mit allem ›zusammenpassen‹. Es kommt immer so vieles zusammen. Und Mord ist schließlich nichts Alltägliches, das den üblichen Regeln folgt.«

»Nein, aber meistens passen die einzelnen Teile ganz gut zusammen, wenn wir uns eingehender damit beschäftigen. Mit den einzelnen Aspekten der Tat. Und des Täters.«

»Sie können von mir nicht erwarten, dass ich mich noch an jedes kleine Detail erinnere.«

»Es geht nicht um ein kleines Detail, Joseph.«

Der Mann murrte ungeduldig. »Kommen Sie endlich auf den Punkt.«

»Joseph«, sagt die Frau langsam. »Es ist ganz einfach: Sie haben Ihre Frau nicht umgebracht.«

Siebenunddreißig Sekunden Schweigen. Noch nicht einmal Atemgeräusche sind zu hören. Als wäre das Mikro ausgefallen.

Dann, das letzte aufgezeichnete Wort auf Kassette #014A:

»Schlampe.«